

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 434.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[26. April 1851.

Polnische Juden in Feierkleidern.



Die Geschichte eines hölzernen Beins.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hatte sich die Neuigkeit von der Gefangennehmung des Banditen im Dorfe verbreitet und große Aufregung unter den Bewohnern hervorgerufen. Auf allen Plätzen bildeten sich Gruppen, die sich lebhaft zu unterhalten schienen. Diese Gährung bestärkte mich in meinem Verdachte; es war klar, daß die Banditen mit den Bewohnern einverstanden waren, da die schreckliche

Tragödie vor zwei Jahren sie mehr gereizt als erschreckt hatte.

Als ich Abends bei meinem Wirth eintret, traf ich ihn im lebhaften Gespräche mit dem Vater Baryt und drei Individuen, die mir die Matadore des Orts zu sein schienen. Marie war auch da und ihr bekümmertes und blaßes Aussehen fiel mir auf. Bei mei-

nem Eintritt wurde die Unterhaltung plötzlich abgebrochen. Gregorio empfing mich mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit. Alle Anwesenden erhoben sich, grüßten mich schweigend und entfernten sich mit Ausnahme des alten Mönchs. Ich sah ihnen erstaunt nach und sagte, mich zu Gregorio wendend:

Alle diese Männer haben den Anschein von Verschworenen! Ich würde nicht erstaunen, wenn ich irgend eine kleine Verschwörung unterbrochen hätte.

Sie irren sich nicht, sagte der heuchlerische Mann mit falschem Lächeln. Diese Herren, die Sie eben vertrieben haben, handelten über einen Gegenstand von der größten Wichtigkeit; es handelte sich um nichts weniger als die Frage, ob durch die Tare auf das Hornvieh die Einnahme des Syndikus nicht geschmälert wird und ob hierüber in der letzten Versammlung der Landbewohner geredet ist. Wie Sie sehen, war der Gegenstand der Unterhaltung wichtig.

Sehr wichtig, erwiderte ich. Ich bedaure nur, daß meine unerwartete Ankunft diese Herren gestört hat. Meister Gregorio, dachte ich bei mir, du bist ein Schuft, und wenn ich nicht ein paar hundert Bayonnete hätte, so würde ich weder deinem Lächeln noch deiner ausdauernden Ergebenheit, noch deinen zweideutigen Berathungen über das Hornvieh glauben.

Der Greis verließ in Begleitung des Mönchs das Zimmer.

Ich näherte mich Marien, die schweigend am Fenster arbeitete und deren Blässe und Niedergeschlagenheit mir gleich anfangs aufgefallen war.

Marie, sagte ich leise zu ihr, Sie scheinen krank. Was fehlt Ihnen?

Mir fehlt nichts, erwiderte sie und erhob ihre langen, feuchten Wimpern; nichts als etwas Kopfweh, welches, wie ich hoffe, bald vergehen wird. Wenn Sie mein Arzt sein wollen, und sie zeigte mit dem Finger auf die Guitarre an der Wand, so würde meine Genesung vielleicht schnell erfolgen.

Ich erhob mich lebhaft, ergriff die Guitarre und sang ohne weitere Einladung eine Romanze, die ich in der vorigen Nacht gedichtet hatte. Als ich geendet hatte, betrachtete ich Marie, mein Gesang schien sie tief ergriffen zu haben; allein sie wendete den Kopf ab, um mit ihre Aufregung zu verbergen. Ich selbst war gerührt über die Aufregung, die meine Romanze bei ihr hervorgebracht hatte.

Oft überraschte ich Marien allein mit dem alten Franciscaner, der mit Feuer zu ihr redete. In diesen Augenblicken schien sie stets sehr aufgeregt. Ich sah ein, daß sie dem Greise ihre Neigung zu mir gestanden hatte und daß er durch Trostworte eine Leidenschaft aus ihrem Herzen zu verbannen suchte, die ihm strafbar scheinen mußte. Einige Tage vergingen auf diese Weise. Endlich, als wir eines Abends allein im Saale waren, klopfte man an die Thür; die Magd öffnete und ein mit Staub und Schweiß bedeckter Soldat trat ein. Ich erkannte in ihm Den, den ich vor einigen Tagen nach Cosenza geschickt hatte.

Herr Capitän, sagte er, ich habe Ihre Depeschen dem General selbst eingehändigt. Hier ist seine Antwort.

Er gab mir ein Packet mit dem Siegel des Divisionscommandeurs. Der Vater Gregorio und der alte Barnt hefteten ihre Augen neugierig auf das Papier. Ich bitte um Erlaubniß, sagte ich mit einer Verbeugung, die Befehle zu lesen, die ich soeben erhielt.

Alsdann näherte ich mich Marien, die seit einigen

Augenblicken ihre Augen fest auf die Arbeit heftete und sagte mit leiser Stimme:

Marie, morgen scheid ich vielleicht auf immer! Soll ich abreisen, ohne Sie zum letzten male zu sehen?

Ein Schauer durchrieselte den Nacken des Mädchens; sie erhob langsam den Kopf und sah mich mit verwirrten Blicken an. Bald jedoch verschwand die Verzweiflung in ihren Zügen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie verbarg den Kopf in beiden Händen und sagte schluchzend:

Nie! nie!

Ihre Verzweiflung und diese Weigerung setzten mich sehr in Erstaunen; die beiden Greise betrachteten uns aufmerksam. Ich verbeugte mich höflich und entfernte mich. Als ich auf mein Zimmer kam, öffnete ich die Depesche.

Ich hatte den Befehl erhalten, nach zwei Tagen mit meinen Gefangenen nach Cosenza zu marschiren, wo man eine prachtvolle Hinrichtung vorbereitetete.

Ich legte mich ins Fenster und wartete auf die Entfernung des alten Mönchs, um wieder hinunter zu gehen und Marien zu sehen. Ich wartete zwei Stunden, zwei tödtlich lange Stunden, die mir 200 Jahre schienen. Endlich öffnete sich die Hausthür, der Franciscaner und Gregorio erschienen vor der Thür. Sie gingen langsam und verloren sich Beide in der Dunkelheit unter lebhaftem Gespräche. Ich schloß das Fenster und ging hinab; Marie war allein im Saale und saß noch an demselben Plage, an dem ich sie vor zwei Stunden verlassen hatte. Sie war außerordentlich bleich; ihr starrer Blick gab ihr eine Ähnlichkeit mit jenen schönen antiken Statuen, die man so häufig in den Gärten von Italien sieht. Ich näherte mich ihr, ergriff ihre Hand und sagte:

Marie, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht; in einigen Tagen muß ich Nolisarte verlassen; ich muß Sie morgen allein sehen, um mit Ihnen noch etwas zu besprechen.

Das junge Mädchen wendete langsam den Kopf zu mir und sagte mit langsamem und feierlichem Tone: Sie wollen es? Nun gut! Kommen Sie morgen Abend, wenn mein Vater schläft, in das rothe Haus, ich werde im ersten Zimmer Parterre sein.

O! Dank, Dank! rief ich und drückte ihre eiskalte Hand gegen meine Lippen. In demselben Augenblicke wurde die Hausthür verschlossen. Ich verließ Marien und ging auf mein Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Bienenjagd und Wespenüberfälle in Amerika. *)

Die Bienenjagd ist zu allen Jahreszeiten eine beliebte und einträgliche Beschäftigung der Indianer, am meisten aber wird sie einige Wochen vor dem Ostersfeste betrieben, weil man zu dieser Zeit in Städten und Dörfern einen verhältnißmäßig hohen Preis für das Wachs erhält, denn dies ist die Zeit, wo man diesen Artikel zu den Kerzen und Lichtern braucht, die den Altären und Heiligenbildern geweiht werden.

Es gibt in Centralamerika mehrere Arten von Bienen, die sich zum Theil durch ihre Größe, zum Theil durch ihre Farbe unterscheiden, in ihren Gewohnheiten sich aber gleich sind. Einige sind fast so groß wie die

*) Nach Georg Byam's „Wildes Leben in Centralamerika“.

europäische Biene und andere viel kleiner als die kleinste Hausfliege; alle aber sind ohne Ausnahme stachellos. Sie bauen ihre Stöcke in hohle Bäume und die Bienenzucht besteht in der Verfolgung einer Biene von dem Orte aus, wo sie sich nährt, bis nach ihrer Wohnung. Zu einer solchen Verfolgung gehört ein gutes Auge und einige Kenntniß von den Gewohnheiten des Insekts. Eine Biene in einer Prairie oder Savanna mag unflät hin und her fliegen, sie wird nie über den ersten Flug hinaus verfolgt, wenn sie sich aber 15—20 Fuß hoch in die Luft erhebt und in gerader Richtung davonfliegt, dann weiß der Bienenzüchter, daß sie sich gesättigt hat und nun ihre Heimat sucht. So lange der Boden offen und frei von Bäumen bleibt, ist es für einen flinken Mann nicht sehr schwierig, eine solche Biene zu verfolgen; sehr schwierig und fast unmöglich aber ist es, ihr nachzukommen, wenn sie den Wald erreicht, da sie hier über das Unterholz fliegt, durch welches, auch wenn man keine Biene verfolgt, sich jederzeit schwer Bahn brechen läßt.

Der Baum, welcher der Stelle, wo die Biene in den Wald geflogen ist, zunächst steht, wird hierauf mit einem Zeichen versehen und zugleich bezeichnet man auch die Richtung, die sie innerhalb des Waldes genommen hat. Wenn drei oder vier auf der Bienenzucht sind, so verfolgt jedenfalls jeder seine Biene bis an den Saum des Waldes und macht dann hier sein Zeichen. Hierauf gehen sie nach einer dieser bezeichneten Stellen und verfolgen nun, einige Schritte voneinander entfernt, die angegebene in den Wald führende Richtung, indem sie sorgfältig auf jeden hohlen Baum und auf einige kleine Vögel achten, die sich in der Nähe von Bienenzüchten aufzuhalten pflegen. Die Indianer nennen diese Vögel Honigvögel oder Honigschnäbel. Der Gegenstand der Nachforschung wird bald gefunden, da er gewöhnlich nur 200 Schritte von dem Saume des Waldes entfernt ist, wenn nicht die Bienen, wie sie es zuweilen thun, des Wassers wegen am Ufer eines Flusses gebaut haben.

Der Jäger ist stets mit seinem Beile, mit einer großen Kürbissflasche für den Honig und einem Sack für das Wachs versehen. Es sind wenig Artträger so gewandt und behende wie die Waldbewohner von Centralamerika, und in sehr kurzer Zeit ist wegen einer kleinen Quantität von Wachs und Honig ein schöner Baum gefällt. In einigen Gegenden sind die Bienen so überaus zahlreich, daß sie in großen Scharen über Gesicht und Hände herfallen und weil sie sehr klein sind, häufig für Sandfliegen gehalten werden. Sie werden abgestreift oder getödtet und geben, wenn sie zerdrückt sind, einen sehr angenehmen Geruch von sich.

Die Wespen sind sehr verschieden von den europäischen, denn sie sind zwei- oder drei mal länger und von verschiedener Farbe, am gewöhnlichsten blau, purpuroth und dunkelroth. Ihre Nester hängen zierlich an den Zweigen der Bäume und man findet sie vorzugsweise in den Limonenbäumen, die meist an den Ufern der Flüsse wachsen. Einige bauen jedoch ihre Nester aus Lehm, den sie an den Stamm eines Baums oder zwischen die Zweige kleben, und diese Nester, bei welchen die Öffnung unten angebracht wird, müssen sehr fest sein, da die heftigen tropischen Regengüsse sie nie hinwegspülen, wahrscheinlich weil der Lehm mit einer sehr klebrigen Substanz vermischt ist. Die an den Zweigen hängenden Nester gleichen länglichen Säcken und scheinen mit verschiedenen Fasern befestigt zu sein. Es ist gefährlich, diese Thierchen zu stören,

da sie häufig, auch ungerührt, wüthend über Menschen und Thiere herfallen, und ihr Stich ist sehr schmerzhaft, weit schmerzlicher als der des gewöhnlichen Storpions, weil er bedeutend tiefer geht.

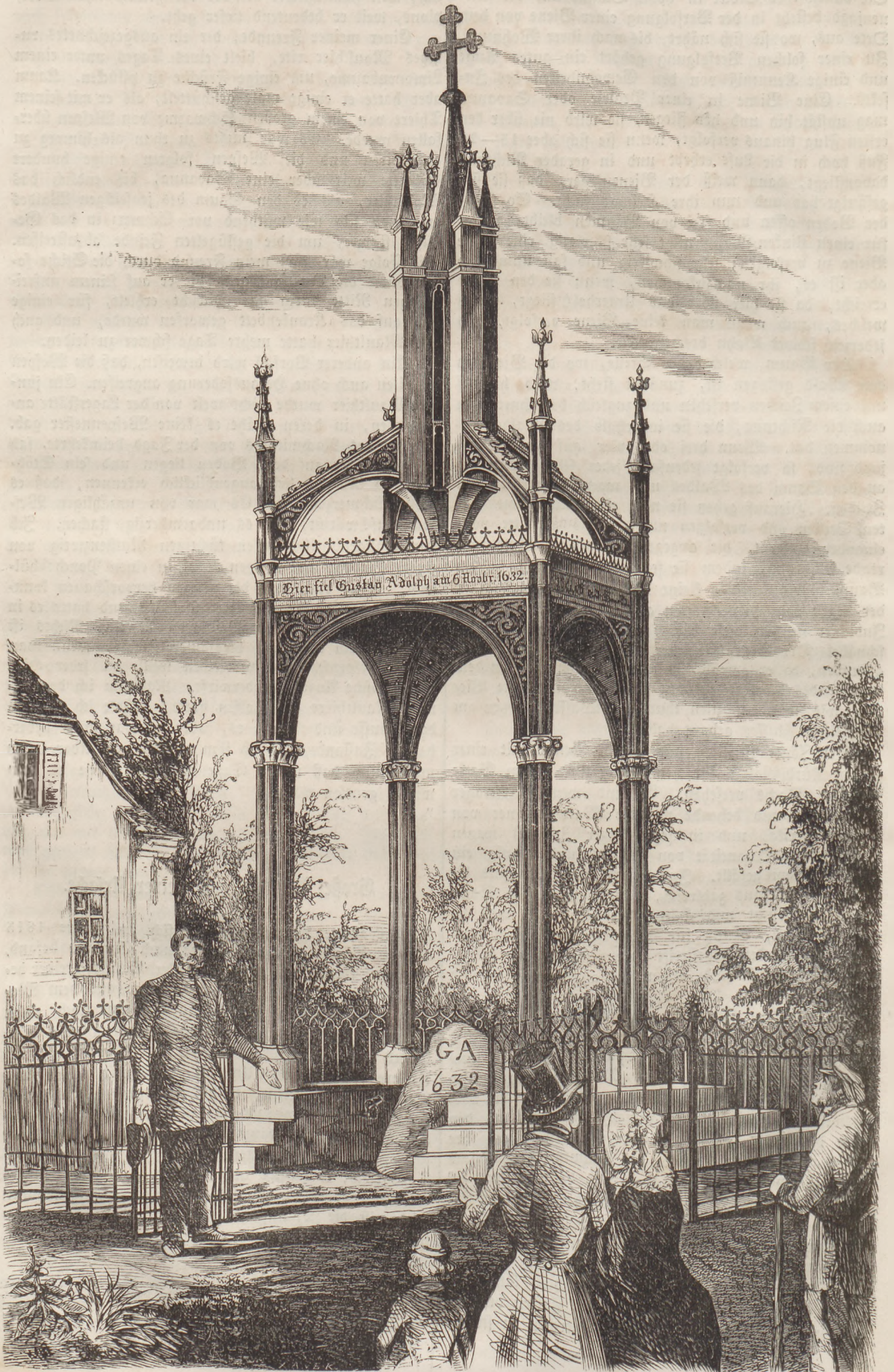
Einer meiner Freunde, der ein ausgezeichnetes ruhiges Maulthier ritt, hielt eines Tages unter einem Limonenbaume, um einige Früchte zu pflücken. Kaum aber hatte er einige male geschüttelt, als er mit seinem Thiere von einem großen Schwarme von Wespen überfallen wurde. Es war nichts zu thun als hinweg zu galoppiren und die Wespen folgten einige hundert Schritte weit über eine Savanna, bis endlich das Maulthier, als es den Saum des jenseitigen Waldes erreichte, sich wie wüthend vor Schmerz in das Gebüsch stürzte, um die geflügelten Feinde abzustreifen. Die Folge war, daß mein Freund durch die Stiche sowie durch die Quetschungen, die er auf seinem unfreiwilligen Ritte durch das Dickicht erhielt, für einige Zeit auf das Krankenbett geworfen wurde, und auch das Maulthier hatte mehrere Tage schwer zu leiden.

Ein anderer Vorfall wird beweisen, daß die Wespen zuweilen auch ohne Herausforderung angreifen. Ein junges Maulthier wurde nicht weit von der Lagerstätte angebunden, in deren Nähe es keine Wespenester gab. Als ich des Nachmittags von der Jagd heimkehrte, sah ich das Thier auf dem Boden liegen und sein Stöhnen und Ringen ließ augenblicklich erkennen, daß es große Schmerzen litt. Es war von unzähligen Wespen umschwärmt, die es unbarmherzig stachen. Ich schnitt augenblicklich einen tüchtigen Nuthenast von einem Baume und meinen Kopf in einen Poncho hüllend, sodas eben nur die Augen hervorschauen konnten, eilte ich meinem Thiere zu Hülfe und hatte es in kurzer Zeit von seinen Peinigern befreit. Nichts ist besser als ein elastischer biegsamer Zweig, wenn man einen Wespenschwarm vertreiben will, da jeder Hieb eine hübsche Anzahl niedermirft. Nachdem ich dem armen Maulthiere aufgeholfen hatte, führte ich es nach dem Flusse und badete es, aber es war in so fieberhaftem Zustande, daß ich ihm reichlich zur Ader lassen mußte und daß mehrere Tage vergingen, ehe es ganz wieder genesen war.

Große Wirkung aus kleiner Ursache.

Die Galliotte Luxemburg, die sich im Jahre 1845 auf der Rückfahrt von Jamaica nach England befand, ging auf folgende Art unter. Der Schiffsschreiber befohl seinem Negerjungen, etwas Rum aus dem Magazin heraufzuholen. Der Junge nimmt noch einen Kameraden mit; ein am Hahne des Rumfasses blinkendes weißes Tröpfchen hält der Eine für Rum, der Andere für Wasser. Um die Richtigkeit seiner Behauptung zu beweisen, hält der Negerjunge das Licht daran. Der Spiritus brennt, plötzlich die ganze Sonne, bald Schiffsräum und Takelwerk. Die Mannschaft, über 20 Personen, springt in ein Boot; 13 Tage treibt es hilflos auf dem Meere umher und als endlich das Boot von einem Schiffe aufgenommen wird, ist die Mannschaft bis auf sieben zusammengesmolzen.

Das Gustav-Adolfs-Denkmal bei Lüben.



Das römische Volksspiel la Muzika.



Dieses Spiel ist eine Lieblingsunterhaltung der jungen Bursche, welche jenseit der Tiber am Fuße des Vaticanhügels wohnen, insgemein Trasteverini genannt. Es stammt unstreitig von dem alten griechischen Spiele des Diskuswerfens ab und wird auch Nutuola genannt von der kreisförmigen Scheibe aus starkem, schwerem Holze, welche mit einem langen Stricke umwunden ist. Durch den kräftigen Wurf entrollt sich der Strick und die Scheibe wird mit erstaunlicher Schnelligkeit bis zu einer großen Entfernung fortgetrieben. Die Länge des Laufs entscheidet den Sieg, oder, wenn nach einem in die Erde gesteckten Pflocke gezielt wird, der ihm zunächst gebracht

Wurf. Dieses athletische Spiel entwickelt durch die starke Aufregung, welche es hervorbringt, die Muskeln des Körpers und den belebten Ausdruck des Gesichts. Mehr als einmal sind Verbote gegen dieses Spiel ergangen, da die Trasteveriner gewöhnt waren, auf Straßen, Chaussees und öffentlichen Plätzen es zu spielen und es sich zuweilen ereignete, daß Vorübergehende gefährlich verletzt wurden. Die Leidenschaft für dieses Spiel ist aber zu stark, als daß es sich hätte unterdrücken lassen. Doch vermeiden die Spieler in der Regel die Straße und suchen sich einen freien, unbefachten Platz; an dergleichen aber ist in der einsamen Nachbarschaft der ewigen Stadt kein Mangel.

Ein paar Naturwunder in Cornwallis.

Zu den merkwürdigsten Felsenbildungen in Deutschland rechnet man den Aderbacher Zuckerhut an der sächsisch-böhmischen Grenze, mehre solcher Gruppen im Harze, namentlich die Teufelsmühle bei der Victorshöhe und die Friesensteine nebst dem Prudelberge in Schlesien. Sie alle zeichnen sich durch das von der Breite eines Haars gleichsam abhängende Gleichgewicht aus, mit welchem die schweren Massen aufeinander ruhen, sodas sie von der ersten besten, noch so kleinen Erschütterung übereinanderstürzen zu müssen scheinen. Der Aderbacher Zuckerhut, über welchen früher in diesen Blättern ausführlich gesprochen worden ist, dürfte in der letztern Hinsicht in Deutschland der merkwürdigste sein; denn er steigt immerfort, in der Höhe rundherum zunehmend, über 50 Ellen empor, auf einer Wiese und steht mit der noch nicht gemessenen Spitze in einem sich immer gleichbleibenden kleinen Gewässer, dessen Tiefe an manchen Punkten noch nicht ermittelt worden sein soll. Indessen auch andere Länder haben ähnliche merkwürdige Felsenbildungen, und namentlich zeichnet sich die Gegend von Cornwallis in England dadurch aus. Hier gibt es einen „Käsejammer“, wie ihn sich die verwirrteste Phan-

tastie im Fieberrausche kaum denken könnte. Sieben Steinkolosse heben sich hier, einer über den andern, empor, aber so, daß immer der größte und breiteste auf einem kleinern, schmälern liegt und der allerkleinste die ganze unendliche Last, die 16—20 Ellen hoch hinaufsteigt, so zu tragen hat, daß man oben nur mit einer Stange dagegen anzustossen nöthig zu haben glaubt, um Alles über den Haufen zu stürzen. Das fünfte und sechste Felsenstück nach obenhin sind besonders fürchterlich anzuschauen; denn auf allen Punkten ragen sie dermaßen über die unter ihnen befindlichen hervor, daß man anfangs unwillkürlich bei dem Gedanken zusammenschauert, unter diesem Steinranze wegzugehen, wo viel tausend Centner in der Schwelbe, von eines Messerrückens Breite getragen, ruhen, und erst wenn man überlegt, daß sie so seit vielen Jahrhunderten, wo nicht gar Jahrtausenden liegen mögen und daß der ärgste Dröckel des nahen Meers sie nicht zu bewegen vermochte, wenn er über die Haide und den Moor daherbrauste, macht man den kühnen Gang um diesen Käsejammer, dessen Gestalt sich um so grauenhafter ausnimmt, da er auf einem schief aufsteigenden Hügel steht und folglich dem Zusammen-

stürzen um so mehr preisgegeben zu sein scheint. Wie bei allen solchen Naturwundern, hat man auch hier in verschiedener Art die Entstehung und Bildung dieser Gruppe zu erklären gesucht und namentlich auch darin ein Werk der alten Druiden zu sehen gemeint, welche den kommenden Geschlechtern ihre Kunstfertigkeit im Gedächtnisse erhalten wollten, obschon Niemand im Stande sein würde, nur sieben mächtige Körbe voll Steinkohlen so aufeinander zu setzen, wie hier diese Granitblöcke sich gegenseitig stützen. Wahrscheinlich aber liegt das ganze tief versteckte Geheimniß in dem langsamen, jedoch nie rastenden Wirken der Natur. Es gab eine Zeit, wo der Hügel, auf welchem dieser ewige Denkstein der Schöpfung ruht, um wer weiß wie viel höher war. Der Stein war also in seinem Innern selbst. Doch im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende spülte der Regen die zwischen den Steinen und über ihnen ruhende Erde und das lockere Gestein hinweg, der Sturm nahm die trockenliegende Erde fort nach der Ebene oder trieb sie ins Meer, und nur die uralten, fast unzerstörbaren Granitblöcke blieben zurück wie — der Zuckerhut am Eingange zu der Stadt der Abersbacher Felsen. Wer aber in England ist, würde nicht veräumen, seinen Weg zu diesem Naturwunder zu nehmen; denn Cornwallis verdient schon allein deshalb einen Besuch, obschon es noch mehr solcher gigantischen Naturmerkwürdigkeiten hat.

Wir rechnen dahin z. B. noch den Logganstein, einen Felsen, der, von Granit, am Gestade des Meers sich wol 100 Fuß hoch emporhebt und wie ein gefesselter Prometheus die nackte Brust den sturmgepeitschten Wogen entgegenstellt. Solcher Felsenriesen gibt es allerdings gar viele, namentlich an der Küste Britanniens, und dieser wäre nun darum keines Besuchs werth, besonders da er auch nicht ohne Beschwerte zu erreichen ist; denn man muß manches Gerölle überklettern, ehe man ihn sehen kann. Doch jetzt steht er da, eine Masse, die man auf 85 Tonnen Gewicht, d. h. also wol gegen 1700 Centner berechnet. Sein Mittelpunkt ruht auf einem breiten, flachen Felsstück, das dann wieder auf mehreren andern unter ihm heraus- und herumstrebenden Felsenstücken Fuß zu fassen strebt. „Und an den höchsten dieser Steine lehnen Sie sich mit dem Rücken fest an!“ sagt der Führer zum staunenden Wanderer, der einen fast ganz lose schwebenden Stein wahrzunehmen glaubt. Halb ungläubig lächelnd, halb zagend stemmt er sich an; er läßt einen Augenblick los, denn der Führer will es so; er wiederholt das Spiel aufs neue und fühlt mit einem male, halb tod vor Schrecken, daß die 85 Tonnen schwere Masse des Loggansteins über sich von seinen schwachen Schultern in Bewegung gerathen ist; wie die Wiege eines Kindes vom Fuße der Wärterin schaukelt er hin und her. Das Felsenstück, an dem er seine Kraft versuchte, ist der Zapfen, der Punkt, das Pivot, auf welchem die Natur irgend einmal das Gewicht einer solchen viele hundert Centner schweren Granitmasse setzte, um ihn zum Räthsel eines schwachen Sterblichen zu machen.

Der Doppelgänger.

Anekdote aus Abt Vogler's Leben.

Abt Vogler war bekanntlich ein großer Orgelspieler, der auch einer klapprigen Orgel in einer Dorfkirche

etwas abgewinnen konnte, was ihr Niemand zuge-
traut hätte und ganz absonderliche Stücke auf tüchtigen
Orgeln hören ließ, z. B. ein Gewitter, so natür-
lich, daß, wenn er recht in Hise gerieth, die Zuhörer
zitterten und dachten: wenn's nur nicht einschlägt; oder
einen Regen so natürlich, daß die Herren unwillkür-
lich die Hüte aufsetzten. Dabei war er ein frommer,
christlicher Mann, und was er in einer Stadt etwa
für sein Orgelspiel eingenommen hatte, das gab er an
die Armen der Stadt zurück.

Nun kam einmal Abt Vogler durch das Städtchen
Lingen am Niederrhein und während er auf die Post-
pferde wartet, trinkt er einen Schoppen Wein im Gast-
hofs zum rothen Ochsen und wie er nach Hut und
Handschuhen greifen will und den Wirth fragt: „Herr
Wirth! Was bin ich schuldig?“ antwortet dieser, weil
er ein lustiger Schalk ist: „Lieber Herr! Das kann ich
nicht wissen; nur für den Wein, der jest nicht mehr
da in der Flasche ist, bekomme ich drei Bagen. Aber
der Herr will schon wieder fort? Das ist Schade.
Wenn der Herr ein Kenner ist oder ein Liebhaber von
der Musik und wartete noch ein Stündchen, so könn-
ten Sie etwas Schönes hören, wonach Viele weit
reisen.“

Was denn? fragt der Fremde. Ich bin so ein
Bischof von einem Musikkenner, aber durch und durch
ein Liebhaber der edlen Musika und etwas Schönes
höre ich ums Leben gern.

Da sagte der Wirth: „Der berühmte Abt Vogler
läßt sich heute Nachmittag in unserer Stadtkirche auf
der Orgel hören und das Billet kostet einen halben
Thaler; es sind schon viele Fremde in der Stadt, das
Concert zu hören; ich dachte, Sie wären auch deshalb
gekommen.“

Da fuhr sich der Abt Vogler mit der rechten
Hand über das Gesicht und dachte: Träumst du denn
oder bist du zwei mal da? Darauf aber besann er
sich schnell und sagte zu dem Wirth: „Von dem Manne
habe ich auch schon gehört; da will ich doch lieber noch
dableiben.“

Bald nachher gingen viele Leute in die Kirche;
unter ihnen auch der Abt Vogler — nämlich der
rechte, um den andern (Pseudo-) Vogler die Orgel spie-
len zu hören. Nun haben da freilich die Leute nicht
gedacht: Wenn's nur nicht einschlägt! Auch hat Nie-
mand beim Orgelstegen den Hut aufgesetzt; aber es ha-
ben doch Viele in die Hände geklatscht und Bravo ge-
rufen, wenn es sich gleich in einer Kirche nicht recht
schicken will, und sie haben den — andern — Vogler
in sein Logis begleitet, wo er zum Abend essen und
schlafen wollte — ja, wollte. Mit dem Essen ging es
ihm noch so ab und da dachte er: Nun, das hat gut
gethan. Mein Säckel ist nun gefüllt und ich brauche
für den andern Morgen nicht zu sorgen. Wenn es
alle ist, spiele ich wieder, aber an einem andern Orte.

Unterdessen aber ging der Abt Vogler — nämlich
der rechte — zu dem Herrn Stadtdirector oder Maire,
wie es damals auch hieß, als Lingen französisch war
und sagte: „Herr Stadtdirector! Ich ersuche Sie, mir
aus dem Traume zu helfen. Der berühmte Abt Vog-
ler hat heute, wie Sie wol auch gehört haben, die
Orgel hier gespielt; aber ich heiße auch Vogler und
bin der Abt Vogler.“ Und er zeigte es dem Stadtdi-
rector, Schwarz auf Weiß, und unten ein großes Sie-
gel darauf.

Der Stadtdirector, der ein verständiger Mann war,
merkte gleich, wo das hinauswollte und sagte: Herr Abt!
Da wollen wir doch helfen und ein Exempel statuiren.